

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 98.

Donnerstag, 27. April.

1916.

Die Sonnenuhr.

(8. Fortsetzung.)

Erzählung von Gizella Gräfin Rielmannegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Durch ihre Verheiratung mit dem Baron Löröbazy hoffte sie nun endlich ihre Vermählungen gekrönt zu sehen und als vollwertig ihren Platz zwischen den Magnatenfrauen eingeräumt zu bekommen.

Die Gedanken der alten Dame wurden durch den raschen Hufschlag eine galoppierenden Herdes unterbrochen. Sie stieg die paar Stufen der Terrasse schwebförmig und langsam empor, um den Befehl zu erteilen, daß angerichtet werden könnte, da der junge Herr zurück sei. Wartend blieb sie draußen stehen und wunderte sich, daß sie nicht den raschen, leichten Schritt des Sohnes erkannte. Die sich aus der Dunkelheit lösende Männergestalt war groß, der Gang gemessen und fast zögernd.

„Nißlos, bist du es?“ Ein leichter Schrecken durchfuhr sie, als sie Bodrogs Stimme erkannte. „Herr Gott im Himmel“, dachte er, „wie soll ich's ihr sagen?“ Er kam sich unsagbar unbehilflich und ungewandt vor, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, als er mit stotternder Stimme anfang, etwas unzusammenhängend auseinander zu setzen: Gräfin Poltan würde gleich ankommen und brachte Nißlos mit.

„Gräfin Poltan? Nißlos?“ wiederholte die arme, von böser Ahnung ergriffene Frau. „Ich versteh die Sache nicht, ist etwas geschehen?“

Bodrog, der ruhige, kaspere, besonnene Mann, zitterte vor der hilflosen, alten Frau, der er ihr die Schreckensbotschaft mitteilen mußte. Die Kugel war ihm wie zugeschnitten und er fand keine Worte. Sein Herz quoll über vor Erbarmen, in instinktivem Impuls beugte er sich nieder und legte den Arm um die kleine, wartende Gestalt. „Nißlos ist gestirbt“, brachte er endlich mühsam hervor. Bedrückt führte er sie zu einem Stuhl und schonend, vorsichtig setzte er ihr den Unfall auseinander. Selbstredend ließ er Etelka dabei völlig aus dem Spiel.

Die alte Frau brach zusammen. Ihr lautes Klagen und Weinen hatte die Dienstboten alarmiert und die treue, langjährige Kammerjungfer kam leise heran, mit einer Flasche kölnischen Wassers versehen. Diskret und gewandt bemühte sie sich um ihre Herrin.

„Jesus, Maria und Joseph!“ schrie sie plötzlich auf, „die Geisterflamme...!“ Mirrend fiel das Fläschchen zu Boden und das erschrockene Mädchen barg das Gesicht in die Schürze.

Der Mond stand hoch am Himmel; durch die im Nachtwind sich bewegenden Blätterkronen der um die Sonnenuhr stehenden hohen Alazienbäume fielen die Strahlen auf den Metallreiß und Zeiger des Zifferblattes und machte sie in unsicherem Gesimner aufblitzen. Die alte Frau hatte sich halb von ihrem Sitz erhoben und stierte mit verhaselten Augen in die Dunkelheit. Ein leises Wimmern glitt über ihre Lippen — dann fiel sie schwer vornüber auf die Steinfliesen. Im selben Augenblick bog der Wagen mit dem Verunglückten langsam ins Hoftor.

Angesichts der entsetzlichen Bage hatte Bodrog seine ganze Selbstbeherrschung wieder gefunden. Mit ein paar scharfen Worten brachte er das in hysterisches Jammern ausbrechende Mädchen zur Besinnung und ließ die ohnmächtige Frau hereintragen. Den oben austretenden Arztklärte er auf. Das ganze Haus war in Bewegung und Aufruhr, alles rannte jammern und Kopf- und sinnlos umher. Mit Mühe gelang es der Gräfin und Bodrog, Ruhe und Ordnung herzustellen. Sicher, klar und bestimmt wurden Befehle erteilt, und willig fügte sich die Dienerschaft. Jeder einzelne hatte das Gefühl, daß gerade er auserlesen sei, in dem schwierigen Augenblick der unglücklichen Herrschaft einen ganz besonders wichtigen Dienst zu erweisen und die guten, einfachen, treuen Leute überboten sich an Eifer.

Frau von Ujfalussy war tot! — Ein Herzschlag hatten ihrem Leben ein Ende bereitet. Dem Schrecken folgte das Entsetzen. Lautlos schlichen die Leute durchs Haus, mit scheuem Blick streiften sie die Tür des Zimmers, in welchem die Leiche untergebracht war, und horchend blieben sie vor dem Gemach stehen, in welchem der besinnungslose Sohn und Erbe lag. Ein reitender Bote war zur nächsten Stadt geschickt, um einen der ersten Chirurgen aus Budapest herbeizutelegraphieren.

Bodrog schrieb im Auftrag der Gräfin einige Zeilen an Etelka. Die Jungfer mit den nötigsten Sachen sollte sofort herüber geschickt werden, da die Gräfin über Nacht in Ujfalussy bleiben wolle. Etelka würde er, Bodrog, am kommenden Morgen selbst abholen oder Bescheid bringen, wie es die Gräfin noch bestimmen mochte. Momentan wäre noch kein Entschluß zu fassen. Nißlos' Zustand sei unverändert, und da Professor Ujfalussy am nächsten Tag kommen würde, müsse man sein Urteil abwarten. Den Tod der Frau von Ujfalussy erwähnte er nicht. Mündlich wäre es schonender beizubringen, meinte er zur Gräfin, das arme Ding habe genug durchgemacht und aufregende Tage stünden noch vor ihr.

Es war eine endlos lange, bange Nacht! Als die Dämmerung hereinbrach, erhob sich Bodrog von dem Lehnstuhl, den man an Nißlos' Bett herangeschoben. Er hatte sich geweigert, das Zimmer zu verlassen und die Gräfin schließlich überredet, ein paar Stunden zu schlafen.

Dr. Forty hatte sich in den Meidern hingelegt, um jeden Augenblick zur Hand sein zu können, wenn irgend welche Veränderung im Zustand des Kranken eintreten sollte. Der Graf löschte das Nachtlicht aus, trat ans Fenster und schob die Vorhänge auseinander. Grau und kalt dämmerte der Morgen herauf. „Ein kühler Regentag“, dachte Bodrog, „der Situation angemessen. Wie wohlthuend hätte man ein wenig Sonnenschein empfunden.“

Der Telegraphenbote kam über den Hof, eilig nach dem Hause schreitend. Bodrog ging ihm entgegen und nahm die Antwort des Professors in Empfang.

„Komme mit dem Zug 11½.“ Also noch etwa 5 Stunden zwischen Gängen und Bangen.

Bodrog zündete sich eine Zigarette an und rauchte sie rasch mit ein paar Zügen aus. Dann kehrte er ins Haus zurück. Unheimlich still war es da drinnen, alles schien eine veränderte Physiognomie angenommen zu haben, starr, steif und kalt. Die wohlvertrauten Räume hatten jegliche Gemütlichkeit verloren. Leer, öde, unbewohnt, nuteten sie ihn an; es lauerte etwas Fremdes in allen Ecken, und ein nicht zu beschreibendes Unbehagen schwebte gleichsam in der Luft.

Beise klopfte Bodrog an Dr. Fortys Tür. Erschrocken fuhr der von der Chaiselongue auf: „Gibt es eine Veränderung, ist er wach?“

„Nein, wenigstens nicht bis vor 5 Minuten. Ich habe eben das Telegramm vom Professor bekommen, er kommt um 11½.“

„Gott sei Dank“, atmete der alte Hausarzt auf. „Ich möchte die Verantwortung nicht allein auf mich nehmen.“

Sie waren ins Krankenzimmer getreten. Dr. Forty beugte sich über den Patienten, befühlte vorsichtig Puls und Stirn. „Die Temperatur ist ganz befriedigend. Ich denke im Laufe der nächsten Stunden wird er wohl zu sich kommen. Vorläufig wollen wir mit den Eisumschlägen fortfahren und ihn nicht stören.“

Sie ließen die Tür offen und begaben sich ins Nebenzimmer, berieten die nötigen Vorkehrungen, die zu treffen waren und in welcher Weise die Verhältnisse zu regeln seien — für alle Fälle, denn noch ließ sich ja nichts feststellen. Gräfin Boltan war bereits auf, und nachdem sie sich bei Dr. Forty über den Zustand Mitlos' orientiert, half sie in ihrer energischen, besonnenen und klugen Art mit ihrem Rat über manche Schwierigkeit hinweg. Für die ersten Tage übernahm sie die Leitung des Hausstandes, um ohne Hast alles ordnen zu können. Sie bat Bodrog, nach Vamos zu reiten, um Stella von der Seelstange in Kenntnis zu setzen und so weit als möglich zu beruhigen. Die Gräfin würde ihr verschiedene Aufträge geben und sie beschäftigen.

Bodrog war es recht und bald darauf ritt er durch den kühlen dämmerigen, grauen Morgen nach Vamos hinüber und ließ sich bei Stella anmelden. Nach wenigen Minuten erschien sie — blaß und übernächtigt. Sie stürzte auf den Grafen zu, der die zum Gruß gereichte Hand, kleine Hand fest umschloß und mitteilend in das beschränkte, verärgerte Kindergezicht blickte. Schüchtern fragte sie, wie es mit Mitlos stehe und was seine Mutter sage.

„Ich werde Ihnen alles auseinandersetzen, aber vorerst wollen wir frühstücken. Nicht wahr? Dann lassen wir anspannen und fahren hinüber.“

„Gott sei Dank“, atmete sie erleichtert auf, „hat es Mama erlaubt? Ich verhehe hier vor Aufregung. Resti, Resti!“ rief sie, „eil! dich! Komm her!“

Resti, in ihrer unbezwinglichen Reugierde, war bereits in der allernächsten Nähe und merkwürdig flink zur Stelle.

„Schnell, schnell das Frühstück und dann soll ange-spannt werden! Wir fahren nach Ussaln, der Gärtner soll auch einen großen Strauß Rosen schneiden, ich bringe sie Mitlos mit.“ In übersprudelnder Hast brachte sie alles vor, und es fiel ihr gar nicht auf, wie still und ernst Bodrog blieb. Über die alte Resti hatte es wohl bemerkt, und als Stella ins Haus gesprungen war, blieb sie einen Augenblick zögernd stehen und fragte, mit der bewährten, alten Dienboten eigenen, vertraulichen und doch respektvollen Art, wie es in Ussaln stünde. (Fortsetzung folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Deutscher Brief! (Vers. M.) L. 19. Dezember 15.
Meine liebe Frau und meine lieben Kinder! Soeben aus der Kirche vom Gottesdienst zurückgekommen, will ich ein paar Worte an Euch Lieben richten. Nunmehr sind mehr als drei Monate verstrichen, als ich mit meinen lieben Kameraden in Feindesland zog, um zu helfen, diesen schrecklichen Krieg zu Ende zu führen. Obwohl nun unsere braven Truppen im Osten und auf dem Balkan bedeutende Kämpfe bei guten Erfolgen mitmachen mußten, ist hier im Westen trotz der großen Champagneschlacht in den letzten Septembertagen, die die Franzosen und Engländer circa 200 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen kostete, noch keine Entscheidung gefallen. Es wird auch wohl noch lange dauern und leider noch manches Menschenleben kosten, bis endlich das Signal geblasen wird „Das Ganze Halt!“ Sehr bedauerlich ist es allerdings, daß wir nicht in gewohnter Weise das Weihnachtsfest zusammen in der Heimat feiern können, aber wir wollen uns trösten mit so vielen Millionen Kameraden, die ebenfalls in dieser traurigen Lage sich befinden. Nun bitte ich Euch, Ihr Lieben zu Hause, seid mütig, einig und stark, begeht das Weihnachtsfest in gewohnter Weise und denkt an ein gesundes und frohes Wiedersehen. Ich werde das Fest auch im Kreise meiner Kameraden so gut es geht feiern, obwohl ich manchmal an Euch Lieben denke, aber immer wieder raffe ich mich auf und muß mich dann in alles fügen. Heute in der Kirche ließen mir wohl die Tränen auf die Waden, was wohl auch bei der Weihnachtsfeier der Fall sein wird. Aber ein deutscher Soldat hat Mut, Kraft, Energie und Ausdauer und das muß jeder Deutsche auch in der Heimat haben, denn nur dadurch wird das begonnene Werk mit Erfolg durchgeführt werden können. Auch Euch, meine liebe Frau und meine lieben Kinder, rufe ich zu: Haltet aus, fügt Euch in die geschaffene Lage und helft so gut Ihr könnt, alle Entbehrungen tragen, ganz besonders aber auch meine lieben Kinder, helft fleißig unserer lieben Mama unsere gemeinsame Erziehung halten, seid mütig, nützig und schämt Euch keiner Arbeit, denn ich, Euer Vater, muß viel mehr ertragen als Ihr, muß bei Kälte und oft im Wasser bis an die Knie Tag und Nacht arbeiten, sehe kein warmes Zimmer und oft kein warmes Essen. Vernachlässigt aber auch nicht Eure weitere Ausbildung, damit Ihr alle brauchbare und bekante Menschen gebt. Wenn ich nun vielleicht vor dem Feste nicht mehr schreiben kann, so wünsche ich Euch allen frohe Weihnachten, gleichfalls allen Freunden und Bekannten, Kunden und Geschäftsfreunden. Gruß und Kuß Dein Hermann, Euer Papa.

Die französische Verbund-Krankheit. Die begreifliche, kaum noch verhüllte Erregung, die sich seit Beginn der Kämpfe um Verbund der französischen Gemüter bemächtigt hat, scheint zu einer endgültigen Verwirrung der französischen Denkweise zu führen. Von Tag zu Tag äußert sich diese Erscheinung in der Pariser Presse in immer deutlicherer, oft geradezu verblüffender Weise, so daß man nachgerade von einer Art Verbund-Krankheit sprechen könnte. Bis zu welchem Grade diese Geistesverwirrung bereits gestiegen ist, geht aus einem Artikel des „Matin“ hervor, der als eines der beachtenswertesten Beispiele zu dienen vermag. In dem Pariser „Petit“ und Boulevard-Blatte kommt Charles Leguichet im Rahmen einer Erörterung der Lage von Verbund auch auf Mich zu sprechen, das, wie er sagt, nach wie vor wenigstens in ideellem Sinne, französisches Nationalgut sei. „Mich“, schreibt der von der Verbund-Krankheit ergriffene französische Journalist, „sollte unsere Gedanken nicht weniger beschäftigen als Verbund. Ja man kann überhaupt nicht an Verbund denken — und wer täte dies heute in Frankreich nicht? — ohne auch seine Gedanken um Mich kreisen zu lassen. Es gehört durchaus keine prophetische oder sonstige geheimnisvoll überstimmte Begabung dazu, um zu behaupten, daß Mich bald der deutschen Fremdherrschaft ledig werden wird, und die Feier seiner Befreiung wird zu unseren schönsten Siegen gehören.“ Wer aber glaubt, daß der „Matin“ es sich damit begnügen läßt, in dem Augenblick, da unsere Truppen immer tiefer in Frankreich eindringen und das Vordringen auf Verbund tagtäglich seinen planmäßigen Fortgang nimmt, seinen Eroberungsgelüsten freien Lauf zu lassen, kennt dieses Blatt noch immer nicht. Denn, um die Groteske auf die Spitze zu treiben, fährt Herr Leguichet in seinem offenkundigen Fieberanfall folgendermaßen fort:

22 = Lese Frucht. = 22

Der untrügliche Gradmesser für die Geistesbildung eines Volkes und eines Menschen ist, wie sie Tiere betrachten und behandeln.

„Mit Sorge bläst man sich nach einem Platz um, nach einem Denkmal oder einer Statue, wo wir die Kränze unseres Triumphes zu Ehren des besetzten Weh werden niederlegen können. Vergeblich sucht man in Paris nach einem sichtbaren Denkmal von Weh, das noch immer nicht, wie z. B. Straßburg, in der Hauptstadt von Frankreich verherrlicht wurde. Nur wenn man sich die besagte Tatsache vor Augen führt, daß selbst Verdim kein Denkmal in Paris besitzt, kann man es begreifen, daß Weh so vergessen wurde.“ Es gibt wohl keine Zeit, die für derartige Fieberträume schlechter gewählt werden konnte. Allerdings ist es möglich, daß Paris den Denkmalswünschen des „Matin“ irgendeinmal nachgeben wird, auf alles übrige wird er nach wie vor verzichten müssen.

Eine englische Streichholzsteuer vor 45 Jahren. Die ebenso dringend notwendigen wie eifrig betriebenen Bemühungen der englischen Regierung, den durch den Krieg über alle Erwartungen geschwächten Staatskassen vor einem allzu empfindlichen Tiefstand zu bewahren, rufen im ganzen englischen Reich eine Teuerung der verschiedensten Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände hervor, die die Briten im Punkte der wirtschaftlichen Auszehrung, die sie früher so stolz gegen Deutschland ankündigten, vor der eigenen Tür zu stehen lehrt. Ganz besonders sind die von dem Schatzkanzler Macdonna bekanntgegebenen neuen Kriegssteuern dazu angeordnet, die Engländer fühlen zu lassen, daß das Kriegsführen die eigene Kasse allmählich weit mehr zu schwächen beginnt als die des Gegners. Auf die Einschränkung des Bierkonsums und der übrigen alkoholischen Getränke folgte die Besteuerung und Preisverhöhung selbst der unschuldigen Mineralwasser, und nun werden auch die Streichhölzer — sowohl die englischen wie auch die aus dem Ausland eingeführten — mit einer Steuer belegt. Bei dieser Gelegenheit mag daran erinnert werden, daß dieser Fall nicht der erste ist, in dem ein englischer Schatzkanzler aus der Besteuerung der Streichhölzer Staatseinkünfte zu ziehen sucht. Schon im Jahre 1871 führte Robert Lowe, der spätere Lord Sherbrooke, eine solche Steuer ein. Schachteln mit hundert Zündhölzchen aus Holz wurden mit einem halben Pfennig, versteuert, Schachteln mit hundert Wachszündhölzchen mit einem Pfennig, „wozu diese vornehmer seien“. Die Idee dieser Zündhölzchenbesteuerung kam aus diesem Steuersystem zog. Im Grunde war aber die damalige englische Maßnahme nur ein Scheinmanöver, da die gegen sie erhobenen Proteste sofort wieder zu ihrer Beseitigung führten. Das einzige, was davon erhalten blieb, waren die vorsorglich bereits in Umlagen vorgebrachten blauen Steuermarken, die zum Verschluß der Schachteln dienen sollten.

Der automobilfeindliche Kanton. Vielleicht bringt dieser Sommer einen Entschluß im Kanton Graubünden zustande, der sich mit dem modernen Geist eher vereinigen läßt als der frühere Zustand. Denn bis heute darf kein Automobil den geheiligten Boden des Kantons Graubünden betreten, und die gestrengen Bürger des Kantons haben sich nie bestimmen lassen, von diesem Entschluß abzuweichen. Mit der Zeit zeigt es sich doch, daß verschiedene Beschwerden für den Verkehr der Fremden, die doch jahraus, jahrein den Reichtum in das Land bringen, damit im Zusammenhang stehen. Schließlich kam es auch, daß während der Mobilmachung in Gottes Namen eine Ausnahme gemacht wurde, indem in verschiedenen Gegenden des Kantons die Heeresleitung nicht ohne Automobile auskommen konnte. Nun haben in Chur, Davos und St. Moritz Volkssammlungen mit anschließenden, umfangreichen Diskussionsabenden stattgefunden, die die Aufhebung dieses Verbotes und die Erlaubnis eines eingeschränkten Automobilverkehrs zum Ziele hatten. Unter der Einschränkung wird man wahrscheinlich das verstehen, daß man die Erlaubnis nur auf bestimmte Tagesstunden ausdehnt, ein Gebrauch, der in verschiedenen Gegenden Europas in Anwendung gebracht wird. Auch in der Schweiz sind viele Straßen nur zu bestimmten Tagesstunden mit Autos befahrbar. So ist beispielsweise die ausgezeichnete Automobilstraße, die von Lugern nach Brienz über den Brännig führt, die sog. Brännigstraße, von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens geschlossen.

Roosevelt, der Fürstgott. Nachdem heute fast jeder des Schreibens kundige Mann irgendeinem Kriegsbuch gedrucktes Leben verleben hat, konnte auch Theodore Roosevelt, der „Mann für alles“, nicht still und ungedruckt bleiben. Still war zwar der Mann, den man seit Jahren in Amerika mit einem etwas zweideutig kameradschaftlichen Lächeln „Teddy“

nennt, niemals aber hat er es verstanden, sich 16 Monate lang vom Büchermarkt fern zu halten. Jetzt aber hielt Teddy, der Expräsident, Truffreund, Truffgegner, Pazifist, Kriegsruf, Robellist, Jagdschriftsteller, Elefantenjäger, Seefahrer, Erdbeder, es für geraten, auch als Kriegsschriftsteller auf den Plan zu treten. Und sein Buch, das den schönen und frommen Titel „Fürchte Gott und tue Deine Pflicht“ trägt, wird in der englischen Presse mit Freude und Bewunderung empfangen. Roosevelt, der seit Kriegsbeginn durch seine Agitation für das aktive Eintreten Amerikas in den Kampf von sich reden machte, der Leute wie Bryan und Henry Ford nicht minder wild angriff und angegriff als den Präsidenten Wilson, der seine Stelle einnimmt, hat — das muß man zugeben — die äußere Form und die Zeit des Erscheinens seines Buches nicht ungeschickt gewählt. Im Augenblick, da man in Washington vor den Neuwahlen steht, in der Stunde, da der Präsidentenstuhl neu ausgeschrieben werden soll, wendet Roosevelt sich an das amerikanische Volk in der stillen Hoffnung, sich vielleicht noch einmal den Weg ins „Weiße Haus“ zu bahnen. Und da er besser als jeder andere weiß, daß dem Volk ein Schachspiel nottut, schreibt er zwei Begriffe auf seine Fahne: Frömmigkeit und Patriotismus. „Fürchte Gott und tue Deine Pflicht“ — das heißt in die Roosevelt'sche Dialektik übersetzt: Gott und dein Vaterland wollen, daß du den Alliierten beistehst. Und bei näherer Durchsicht des Buches kann man Herrn Roosevelt nicht den Tadel ersparen, daß der Schachspiel an vielen Stellen allzu rissig ist, um den Volk ordentlich vorbeugen zu können. Anfangs sucht der Verfasser durch pompöse Betonung seine streng neutrale Gesinnung zu beweisen. „England“, schreibt er, „ist ebenso wenig mein Mutterland, wie Deutschland mein Vaterland ist. Ich bin Amerikaner in reinster Sinn.“ Bald darauf aber wendet der streng neutrale Roosevelt sich in der gehässigten Weise gegen den Amerikaner Ford, dessen Friedensbemühungen, so meint er, der Liebe zur amerikanischen Republik ins Gesicht schlagen. Oder wisse Herr Ford nicht, daß Deutschland aus Amerika ganz einfach ein zweites Belgien machen wolle? Dann geht Roosevelt auf Wilson über, den er im Namen der Frömmigkeit und Pflicht offenkundig als Rivalen angreift. Und von nun an erscheint in jedem dritten Satz das Wort „Kämpfen“. Es ist etwas reichlich viel vom Kämpfen die Rede in diesem Buch, das unter der Flagge frommer Denkart vom Stapel gelassen wird! Was aber ist der geistige Inhalt des Werkes? Bisher war noch keiner der vielen Kritiker, die das Buch besprochen, imstande, diesen Inhalt auszuwerten. Nur der englischen Presse ist es gelungen; wenigstens behauptet sie, daß es sich hier um ein Geisteswerk hervorragender Art handle, um das größte Werk, das der Krieg erstehen ließ. Ein unbefangener Beurteiler aber wird den Titel des Buches dahin abändern müssen: „Fürchte Gott, tue Deine Pflicht und kämpfe für England, damit ich wieder Präsident werde!“ . . .

Die neuesten Sonnenschirme zeigen diesmal zwei ganz hervorsteckende, bisher wenig gesehene Formen: Den vieredigen, nach oben rund hochgezogenen, und den ganz flachen, vierteiligen Schirm mit ganz schmalen, kaum mehr wie handbreiten Feldern. Nur ganz vereinzelt sieht man völlig glatte Formen. Auch diese tragen dann in jedem Feld wenigstens ein eingesehtes Spitzenmotiv, unter denen Fittenspitzen oben stehen. Als eigenartige weitere Garnitur schmückt den Stab dann ein absteckendes, volles Seidenquäschen, dessen Farbe sich jedoch unbedingt mit der Schleifen- oder Quastenverzierung des Stodes wiederholen muß. Die garnierten Schirme sind außerordentlich mannigfaltig: Rosenröschen, Halbkreis mit schmalen Köpfchen, enge Klischeeböden, Schrägstreifen mit schmalen Schürrensaum, seidene Fransen, mehrfach übereinander aufgesetzt, Epibeneinfäden, Halbkreis und schmale und breite Rufen von duftiger Seide, vereinzelt mit glühenden Fittenspitzen, in Schwarz, Rot, Grün und Violet zu absteckendem Schirmbezug gewählt, bieten der Phantasie auch zur Ausschmückung vorjähriger Sonnenschirme weitesten Spielraum. Der Stodschmud zeigt wenig Veränderungen. Etwas eigenartig Vornehmeres darunter sind auf dem schräg abgeplatteten starken Stod angebrachte buntfarbige Perl- oder Seidenstidereien auf schwarzem Samt in Form von Blumenlächeln, Voketts und Kränzchen. Unter gewöhnlichem Glas verborgen, mit Metallrand abgeschliffen, bieten sie einen reizvollen Schmud dieses zur eleganten Gewandung wieder unerlässlich gewordenen Ausrüstungsgegenstandes der modernen Frau.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Österreichische Essays.“ Von Franz Zwehbrüdl. In den Widmungsworten, die der Verfasser an den k. k. Reichsrat Dr. Hugo Thiel, den allverehrten, tatkräftigen Förderer der deutschen Landwirtschaft, richtet, verweist er auf das gewaltige Ringen, in dem Deutschland und Österreich-Ungarn Seite an Seite kämpfen. Der Krieg hat die beiden Staatswesen noch fester aneinander gefügt, und da erscheint es geboten, sich gegenseitig auch gründlicher kennen zu lernen. Dies Österreich-Ungarn, wie es sich jetzt in diesen Jahren entscheidungsvoller Aktionen erwiesen, sieht wohl anders aus, als man sich es zum großen Teil im Deutschen Reich vorgestellt, anders in seinen Wünschen und Sorgen, anders in seiner Widerstandsfähigkeit, anders in seiner Kraft. Ein kleines soll denn die Sammlung dieser Aufsätze zu einem innigeren Verständnis beitragen. Sie sind zumeist in deutschen Zeitschriften innerhalb der zweifelhafte Jahrzehnte erschienen und sollen als Momentaufnahmen gemertet werden, darum ist auch jede nachträgliche Korrektur unterlassen worden. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Das neugewählte österreichische Abgeordnetenhaus. Österreich und Ungarn. Zur österreichischen Außenpolitik. Die Begründung des modernen Ungarn. Bismarck und Österreich. Zur Entstehungsgeschichte des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn. Der historische Don Carlos. Eine österreichische Kronprinzessin aus dem Hause Parma. Maria Theresia und ihre preussischen Beurteiler. Das Frankfurter Parlament.

* „Auf Posten, Jungdeutschland!“ Ein Wort an unsere liebe deutsche Jugend von Prof. Dr. Selmann. (Verlag „Edart“ G. Mithuis, Witten-Nuhr.) Ein sehr billiges, gut ausgestattetes Schriftchen für die Jungmannschaften der Kriegsmehnen, Schüler der Fortbildungsschulen und höheren Schulen, Jugendvereine usw.

Romane, Novellen.

* „Pauls Erwachen.“ Von Frederik van Ceden. (Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin u. Leipzig 1916.) „Was von der Seele im Körper ist, das schläft. Das wahre Erwachen ist ein wahres Aufstehen vom Körper, nicht mit dem Körper.“ Diese Worte Plotinus Enn. III, 6, gibt Ceden seinem neuesten Werke zum Geleit. Treffender (nicht nur für das Buch „Pauls Erwachen“) hätte der Verfasser nicht reden können, um sein Fühlen und Denken, sein Geistesleben zu charakterisieren. Man muß den ganzen Ceden gelesen haben, um sein neuestes Werk zu verstehen. Den Ceden, der allem Irdischen so wertentruht ist, der alles Erdhafte haßt, der selbst innerlich so losgelöst ist von allem dießseits Weswerenden, daß man seine Seele in einer anderen, höheren Welt schwingen fühlt. Man darf ihn und seine Kunst nicht messen wie den Poeten, der mit „festen Füßen auf der wohlgegründeten Erde steht“, man muß suchen gehen, um ihn zu finden. Frius und Alderius das Buch „Die Eltern und das Kind“ war meines Wissens die letzte Gabe aus seiner Feder, ein Buch von solch interessantem Gepräge, von so hohem ästhetischem Genuß, daß man bedachtam freudig zu seiner neuen Schöpfung greift, fast möchte ich sagen wie ein Kind, das den Weihnachtsabend mit aller Lichterpracht und allem Märchenzauber sich ersieht. Pauls Erwachen ist vielleicht noch freier von aller Erdschwere, mehr im Fühlen einer anderen Atmosphäre gedacht und geschrieben, wie alles andere, was wir von Ceden besitzen. Aber den Kunst-, beziehungsweise Schönheitswert des behandelnden Stoffes mögen die Ansichten auseinander gehen — Paul, ein junger Mensch von 25 Jahren stirbt langsam an einem Lungenleiden — aber wie der Verfasser das Material verarbeitet, wie er psychologisch jeden einzelnen Gedanken, jede Seelenschwingung zu begründen weiß und Fäden von herüber nach einem Jenseits, das wir nicht kennen, das die Gläubigsten unter uns nur ahnen, knüpft, das ist Kunst und wirkt so unmittelbar, daß man gerne über kleine Schwächen der Sprache (oder liegt das an der Übersetzung?) hinwegsieht. M. v. L.

* „Der Flieger“, ein dramatisches Gedicht von Edwin Krutina. (Karl Lehmann Verlag, Berlin.) Die allegorische Dichtung, die der K. Lehmannsche Verlag in einer sehr geschmackvollen Ausgabe bringt, versucht den Kampf des technischen Fortschrittes mit dem allgemein Menschlichen in uns mit den Worten zu lösen: „Sehnsucht ist Leben, Erfüllung: Tod!“ Vom ehrgeizigen Latendrang angepornt, strebt der „Flieger“ (die technische Menschheit) ins Unermeßliche hinaus. Er hat Erfolg und überwindet kurz vor dem Ziele die „erste Erscheinung“ (den Zweifel) um von den „Wahnungen der Menschlichkeit“ (zweite Erscheinung), die von den „Stimmen“ der Erinnerungen unterdrückt werden, übermännlich, sein Werk zu vernichten. Dann beginnt er, von der Kraft zum Werk, der Liebe zur Menschheit (dritte Er-

scheinung) geleitet, sein Streben von neuem. Ob dies wirklich eine Lösung des Problems zwischen der Technik und dem ihr feindlich gegenüberstehenden Innenmenschen (man möchte beinahe Individualismus sagen) ist, mag dahingestellt bleiben. Als erster künstlerischer Versuch des jungen, süddeutschen Dichters ist das Werkchen ganz interessant. M. Ch.

* „Maria im Tempel.“ Novellen von Bernd Nemann. (Literarische Anstalt von Ratten u. Voening, Frankfurt a. M. 169 Seiten.) Nemann ist entschieden ein talentvoller Dichter, einer mit der weichen Seele des Romantikers und der harten Logik des Lebens. Von den zwei kleinen Novellen „Stellas Ruhm“ und „Maria im Tempel“ ist letztere, vom literarischen Standpunkt betrachtet, weitaus die bessere. Hier entwickelt sich eine Handlung mit realem Schluß, während „Stellas Ruhm“ eigentlich nur ein Aneinanderreihen von Gefühlen sehr jugendlichen Empfindens genannt werden kann. Anmut des Erzählens, Poetik des Gedankens und stille Freude am Schönen ist beiden Geschichten nicht abzuerkennen und läßt erhoffen, daß von Nemann, wenn sich das Gären und Schäumen des jungen Boetentums geglättet hat, viel Wertvolles zu erwarten sein wird. M. v. L.

* „Gestern abend las ich in der Bibel, da ist eine Stelle bei Hiob: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe. Darin ist alles enthalten. Mehr ist es nicht.“ Mit diesen Worten schließt der neueste Roman von Erich August Greeven: „Die letzten Brücken“ (Egon Fleischel, Verlag, Berlin) und dies ist auch die Folgerung, die der Verfasser aus all den Menschenschicksalen zieht, die er in dem Werk an uns vorüberziehen läßt. Alle seine Menschen leben ein eigenes, in sich verschlossenes Leben und versuchen vergebens Brücken zu einander zu schlagen. Auch „die letzten Brücken“ stürzen ein und einsam resigniert leben sie aneinander vorbei. Es sind darunter starke, willenskräftige Menschen, die in robuster Kraft rücksichtslos ihren Weg gehen, es stehen aber auch feinfühligste Zweifler daneben, die wohl zu packen können, aber keine Kraft haben zum Halten. Daneben wandeln Frauengestalten; kluge und hingebende Frauen, neben leidenschaftlich begehrlischen: und daneben auch anspruchslos alltägliche Typen und weiter strebende tief unglückliche. Und allen diesen Menschen fehlt das Band, das sie zusammenhalten sollte. Keiner hat Anteil an dem Innenleben des andern, und alles Tun erscheint so grundlos, so sinnlos aber, nur unnötige Unruhe! Alles Häßliche und Widerwärtige des Lebens greift Greeven an und verfolgt es bis in die letzten Konsequenzen. Mit großer Kraft versteht er einzelne Stellen besonders plastisch zu gestalten, und doch kann uns das Buch, trotz der straffen Handlung, nicht reißlos packen. Es liegt etwas darin, was uns immer wieder den Gestalten entfremdet. Statt mit ihnen zu fühlen, bleiben wir Zuschauer. Zum größten Teil mag es wohl in der Darstellungsart liegen, denn der Verfasser schießt oft mitten in aufregende Handlungen peinlichst detaillierte Ortsbeschreibungen ein, die natürlich stören, zum Teil mag es aber auch an den außergewöhnlichen Typen gelegen sein, die jedoch wiederum auch das Außergewöhnliche des Buches bilden. M. Ch.

Verschiedenes.

* „Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltseefahrt.“ Von Professor Dr. Bernhard Harms. (Deutsche Bücher, Band 3.) (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.) Das vorliegende Buch kommt zur rechten Zeit. Es dient der Vorbereitung auf eine der wichtigsten Aufgaben Deutschlands. Obwohl schon heute feststeht, daß die Absicht Englands, Deutschland zu militärischem Nachgeben zu zwingen, nicht erreicht werden kann, so muß andererseits zweifellos damit gerechnet werden, daß wir nach dem Kriege einem Zeitalter merkantiler Kämpfe entgegengehen. Die Schrift des bekannten vieler Direktors des Instituts für Seeverkehr und Weltseefahrt ist berufen, die wichtigsten Voraussetzungen vorbereitend sicherzustellen. Der erste Teil des Werkes behandelt die „Entstehung und Entwicklung der neudeutschen Volkswirtschaft“, der zweite und hauptsächlichste Teil des Buches den deutschen Außenhandel in seiner Entwicklung und seinem Verhältnis zum Weltmarkt, sowie mit der Darlegung des „Gesamtverlaufs des deutschen Außenhandels“ und der „territorialen Differenzierung“. Der dritte Teil der Arbeit bringt den Anteil Deutschlands an der Weltseeflotte zur Darstellung; der vierte Teil verbreitet sich über die „neuere Handels- und Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches“. Den Schluß bildet der hochwichtige Abschnitt: „Handels- und wirtschaftspolitische Probleme der Zukunft“. Das reiche statistische Material aus in- und ausländischen Quellen ist von großer Wichtigkeit und von dauerndem Wert.